

Dana Giesecke
Harald Welzer

DAS MENSCHEN MÖGLICHE

ZUR RENOVIERUNG
DER DEUTSCHEN
ERINNERUNGSKULTUR

edition  Körper-STIFTUNG

Dana Giesecke / Harald Welzer

Das Menschenmögliche

Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur

Mitfühlen, mitdenken

»Wer mitfühlen, mitdenken will, braucht Deutungen des Geschehens. Das Geschehen allein genügt nicht.« So formuliert es Ruth Klüger, lakonisch wie immer, in »Weiter leben« (Klüger 1997: 128). Zweifellos besteht einer der größten Irrtümer historischer Vermittlung in der Annahme, irgendein Historisches spreche für sich; am wenigsten gilt das wahrscheinlich für jenes historische Geschehen, das die deutsche Erinnerungs- und Gedenkkultur in Bann hält: den Holocaust. Seine Rezeptions- und Wirkungsgeschichte ist das eindrucklichste Beispiel dafür, welchen Deutungswandlungen historische Geschehenszusammenhänge unterworfen sind. Schließlich hat es Jahrzehnte gedauert, bis das Leiden der getöteten und überlebenden Opfer anerkannt wurde und die Massenvernichtung zum zentralen Bestandteil der deutschen Erinnerungskultur geworden ist. Dabei wird heute, in der Situation einer bis zur Erstarrung stabilen Gedenk- und Erinnerungslandschaft, oft vergessen, dass eben dies – die Verweigerung der Anerkennung der Leiden der Opfer – der erinnerungspolitisch größte Skandal der Nachkriegsgeschichte war.

Dieser besteht heute nicht mehr. Seit Ende der 1970er Jahre hat die Erinnerungskultur sukzessive jene Gestalt angenommen, die sie bis heute prägt: Zentriert um signifikante historische Orte und Daten wird heute

regelmäßig der Gewalt und der Opfer gedacht, und dies nicht nur im Rahmen von Gedenkstunden und -veranstaltungen vor Ort, sondern auch im Rahmen historischer Ausstellungen, in Fernsehdokumentationen, bei Diskussionsveranstaltungen etc.

Dabei werden nicht selten Gedenken und historische Bildung in eins gesetzt, und folgerichtig entstehen Kollateralschäden der Geschichtsaufklärung, die der historischen Bildung zuwiderlaufen - etwa die Fortschreibung eines Geschichtsbewusstseins, in dem die Rollen von Tätern (»Nazis«), Zuschauern (»Volk«) und Opfern (»Juden und andere Verfolgte«) säuberlich getrennt werden, als lägen solche Rollenverteilungen in modernen arbeitsteiligen Gesellschaften schon fest, bevor sich die Gruppen im Ausgrenzungs- und schließlich im genozidalen Prozess zu differenzieren beginnen.

Oder es wird beständig der Fehler wiederholt, diesen Prozess vom Ergebnis, also von der millionenfachen Vernichtung her, verstehen und erklären zu wollen. Das absolute Grauen, das der Nationalsozialismus erzeugt hat, muss auf diese Weise opak und erratisch erscheinen, denn die industrielle Produktion von Leichen ist als factum brutum notwendigerweise völlig unerklärlich. Genau deshalb genügt das Geschehen an sich nicht zum Mitfühlen und Mitdenken. Ein deutendes Verstehen und Erklären, wie in der Mitte der europäischen Kultur sich eine moderne Gesellschaft in eine Kultur der Gegenmenschlichkeit verwandeln konnte, erfordert zunächst kein moralisches

Bekenntnis, dass man gegen Massenmord ist, sondern ein Bewusstsein erstens darüber, dass Geschichte ein Prozess ist, wenn sie geschieht, und dass Menschen als Akteure in diesem Prozess nicht das Wissen späterer Generationen über ihn haben.

Genau deswegen ist es wichtig, zeitgenössische Quellen zur historischen Bildung heranzuziehen und nicht Zeitzeugenberichte, die immer vor dem Hintergrund des Wissens verfertigt werden, wie die Geschichte ausgegangen ist. Und deswegen ist es wichtig, die Geschichte des Holocaust vom Anfang her zu erzählen und nicht von seinem Ende – weil er dann aus dem Status eines unvorstellbaren Ereignisses in jenen eines historisch jederzeit Möglichen transformiert wird. Und das begreiflich zu machen: Darauf kommt es ja heute mehr denn je an.

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen schwinden; eine vierte und fünfte Generation nach dem Holocaust besucht die Gedenkstätten und lernt Geschichte. Man wird ihnen nicht gerecht, wenn man sich weiterhin nur jenes historisch-moralischen Pathos befleißigt, das im Kampf um die Erinnerung seine Berechtigung hatte, nun aber abgestanden und muffig geworden ist. Nicht vergessen zu sollen ist ein sinnloser Appell, wenn niemand vergessen will. Sich aber nicht den Anforderungen stellen zu wollen, die eine Historisierung von Nationalsozialismus, Holocaust und Zweitem Weltkrieg genauso mit sich bringt wie der Übergang von der generationell heißen zur kalten

Erinnerung: Das wäre ein aufklärerisches Versäumnis, eine erinnerungspolitische Bankrotterklärung.

Wie eine Erinnerungskultur in Zeiten aussehen könnte, in denen der Holocaust vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis wird, das fragen wir in diesem Buch – und zwar aus zwei Perspektiven: Erstens aus einer sozialpsychologischen Sicht, der es im Kern um die Frage geht, was man aus Geschichte lernen kann, wenn man eine Zukunft meistern will, und zweitens aus einer kultursoziologischen Sicht, die einen ganz anderen Typ von historischem Lernort entwirft, als ihn die Gedenkstätte repräsentiert. Es fügte sich ganz wunderbar, dass Dana Giesecke am Szenario eines *Hauses der menschlichen Möglichkeiten* arbeitete und bereit war, ihre diesbezüglichen Gedanken in dieses Buch einzubringen, als Harald Welzer von der Körber-Stiftung gebeten wurde, Überlegungen zur Modernisierung der Erinnerungskultur anzustellen. Vor diesem Hintergrund sind die inhaltlichen Verantwortlichkeiten klar verteilt: Für die – zuweilen auch polemische – Auseinandersetzung mit der deutschen Erinnerungs- und Gedenkkultur steht der Autor gerade, für die Skizze des bürgerschaftlichen Lernortes neuen Typs die Autorin. Unter beiden Gesichtspunkten geht es, um auf Ruth Klüger zurückzukommen, um ein aufgeklärtes, nicht um ein pseudologisches Mitfühlen und Mitdenken.

Wir danken der Körber-Stiftung, namentlich Bernd Martin und Sven Tetzlaff, für ihr großes Engagement um dieses Buch im Besonderen und um eine moderne,

gegenwartstaugliche Erinnerungskultur im Allgemeinen,
und hoffen, dass die Vorschläge, die hier gemacht werden,
fruchtbare Debatten nach sich ziehen werden.

Dana Giesecke / Harald Welzer
im März 2012

I. Entrümpelung

Wenn Menschen, die eine gleiche Erziehung genossen haben wie ich, die gleichen Worte sprechen wie ich und gleiche Bücher, gleiche Musik, gleiche Gemälde lieben wie ich – wenn diese Menschen keineswegs gesichert sind vor der Möglichkeit, Unmenschen zu werden und Dinge zu tun, die wir den Menschen unserer Zeit, ausgenommen die pathologischen Einzelfälle, vorher nicht hätten zutrauen können, woher nehme ich die Zuversicht, dass ich davor gesichert sei? (Max Frisch, 1946)

Dieses Buch geht von einer zentralen Hypothese aus: Das Haus der historischen und politischen Bildung gehört entrümpelt. Eine Entrümpelung ist ein normaler Vorgang, wenn eine Renovierung ansteht. Das Inventar wird ausgeräumt und gesichtet: Was wird behalten, was muss aufgearbeitet werden, was gehört weggeschmissen? Danach ist der Raum präpariert, offen für etwas Neues. Die Freiheit dieses Neuen ist freilich begrenzt durch den gegebenen Grundriss, die Lage der Fenster und Türen, die Raumhöhe. Schließlich handelt es sich nicht um einen Neubau, sondern um eine Renovierung. So etwas hat der Geschichtstheoretiker Jörn Rüsen im Sinn, wenn er behauptet, dass uns die Geschichte immer schon als historische Wesen konstruiert hat, bevor wir sie, die

Geschichte, konstruieren (Rüsen 2002). Wir sind immer schon in ihr. An dieser reflexiven Perspektive historischer Bildung kommt man nicht vorbei, ist jeder doch immer Teil jener Geschichte, die er zu vermitteln beabsichtigt. Seit Hayden Whites »Metahistory« wissen wir dazu noch, dass auch die Formen des Erzählens von Geschichte kulturell bestimmt sind und dass die Naivität, man erzähle auf der Grundlage von Fakten, »wie es gewesen ist«, selbst absolut von gestern ist (White 1991).

Orte

Allerdings besteht ein alltagsweltliches Geschichtsverständnis ganz und gar darauf, dass das, was vermittelt wird, auch tatsächlich passiert und nicht lediglich ein Produkt postmodern aufgelöster Erzählbarkeit ist. Genau deshalb bleibt auch heute noch jedes Museum, egal ob es Kekse, Strickjacken oder Folterinstrumente ausstellt, auf die Authentizität der Gegenstände angewiesen, und wehe, etwas stellt sich als Fälschung heraus. Deshalb war es selbst für den mit historischer Reflexivität ausgestatteten Besucher der Kulturhauptstadt Weimar im Jahr 1999 durchaus irritierend, statt nur eines einzigen gleich zwei identische Exemplare von »Goethes Gartenhaus« vorzufinden und beim Betreten des Schlafzimmers nicht sicher sein zu können, ob der Dichter und Denker nun unter dieser Decke, auf dieser Matratze zu

ruhen pflegte oder nicht doch dort drüben, fünfzig Meter weiter, im anderen »Goethes Gartenhaus«.

Dieses sophistische Spiel mit der Beglaubigung historischer Authentizität zeigt gerade im Bruch des Originalitätsgebots nur die Ausnahme, die die Regel bestätigt: Alltägliches Geschichtsbewusstsein setzt immer auf die Verlässlichkeit der Behauptung, etwas habe »hier«, am authentischen Ort, sich zu einer bestimmten Zeit zugetragen.¹ Die örtliche Beglaubigung des Historischen findet ihren Niederschlag noch heute in der Exkursion, die Studierende der Geschichte zu absolvieren haben und die der Soziologie nicht, obwohl gerade ihnen Ausflüge in die Wirklichkeit guttäten. Tatsächlich muss alles, was geschehen ist und bedeutsam war, durch einen Ort markiert sein – sei es der Limes, der Rütli, seien es Verdun oder Auschwitz.

So geht es auch in der erinnerungskulturellen Praxis der Gegenwart um die Beglaubigung eines historischen Geschehens durch einen Ort, den man heute noch aufsuchen kann, um einen Fixpunkt, den die Geschichte eines Kollektivs oder einer Gesellschaft umkreist. Genau deshalb ist Deutschland übersät mit Gedenktafeln, Gedenkorten, »Stolpersteinen« und zahllosen anderen örtlichen Markierungen. Solche Fixpunkte werden historisch genau in dem Augenblick gefunden und markiert, in dem das Bezugskollektiv nach Identität sucht – im Generationenwechsel zum Beispiel. Dann muss Identität über Ursprungsereignisse und -orte symbolisiert werden.

Solange Traditionen stabil sind und ohne Explikation funktionieren, bedarf es keiner Identitätsarbeit; Erinnerungs- und Geschichtsorte sind in diesem Sinn paradoxerweise transitorische Orte. Ihnen wird dann Bedeutung zugewiesen, wenn das betreffende Kollektiv nach Orientierung sucht, was es ist, und vor allem, was es sein möchte. Stabile Identität ist fraglos. Fragile Identität dagegen braucht historische Vergewisserung: Orte, Stätten, Rituale, Anlässe. Nicht zufällig sind diese ja die Torwächter, die entscheiden, was aus dem kommunikativen in das kulturelle Gedächtnis überführt und auf relative Dauer gestellt wird.

Bei all dem schwingt immer schon mit, dass der Bezugspunkt des historischen Bewusstseins und der historischen Bildung nicht die Vergangenheit ist, sondern die Zukunft.

Zeiten

»Kann man das Vergangene erkennen, wenn man das Gegenwärtige nicht einmal versteht? Und wer will vom Gegenwärtigen richtige Begriffe nehmen, ohne das Zukünftige zu wissen? Das Zukünftige bestimmt das Gegenwärtige und dieses das Vergangene.« Mit dieser auf den ersten Blick bizarren Behauptung von Johann Georg Hamann leitet Reinhart Koselleck einen Aufsatz über »Die unbekanntes Zukunft und die Kunst der Prognose« ein und kommt nach nur wenigen Zeilen zu dem Schluss, dass jede

Form der praktischen Daseinsvorsorge, sei sie individuell wie der Abschluss einer privaten Rentenversicherung, sei sie institutionell wie ein internationales Abkommen zur Sicherstellung der Energieversorgung, die Gegenwart aus der Zukunft heraus versteht (Koselleck 2000). Insofern handelt es sich um ein Missverständnis, wenn man die Vergangenheit als den Bezugspunkt der Gegenwart betrachtet. Historische Erfahrung und historisches Wissen haben Gebrauchswert nur, wenn sie sich auf eine Zukunft beziehen können, die jemand in einer jeweiligen Gegenwart erreichen möchte. Mehr als die Zukunft Geschichte braucht, braucht die Geschichte Zukunft.

In Cormack McCarthys düsterem Roman »Die Straße«, in dem ein Vater mit seinem Sohn eine postkatastrophische Welt in der irrenden Hoffnung durchwandert, irgendwo auf bessere Lebensbedingungen zu stoßen, durchstöbert der Protagonist ein verlassenes Haus und wird plötzlich von einem unheimlichen Gedanken überfallen:

»Er hob eines der Bücher auf und durchblätterte die schweren, aufgequollenen Seiten. Er hätte nicht gedacht, dass der Wert des geringsten Gegenstandes eine künftige Welt voraussetzte. Das überraschte ihn. Dass der Raum, den diese Gegenstände einnahmen, selbst schon eine Erwartung war. Er ließ das Buch fallen, warf einen letzten Blick in die Runde und ging hinaus in das kalte graue Licht« (McCarthy 2007: 167).

Der Wert jedes Gegenstands, auch jeder Handlung, setzt eine künftige Welt voraus. Dystopische Gegenwarten

entwerten daher jede Bedeutung. Umgekehrt, so hat Ernst Bloch in »Erbschaft dieser Zeit« (Bloch 1935) argumentiert, ist auch in Vergangenheiten jede Menge Zukunft enthalten, die besonders dann emotional bedeutsam bleibt und weiterwirkt, wenn sie unabgegolten geblieben, also nie zu einer gegenwärtigen Wirklichkeit geworden ist. Solche Überlegungen zur Ungleichzeitigkeit des Gegenwärtigen und Historischen sind zweifellos höchst fruchtbar für die Frage nach der Zukunft der Geschichte und besonders der Erinnerungskultur.

Alle Lebewesen haben ein Gedächtnis, aber Menschen sind, nach allem, was man weiß, die einzige Spezies, deren Gedächtnissystem es ihnen erlaubt, »mentale Zeitreisen« (Endel Tulving 1985) zu unternehmen, also sich jederzeit in einer der drei verfügbaren Zeitgestalten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufzuhalten. Das erlaubt nicht nur das Wiederaufsuchen längst vergangener Situationen, sondern auch die Imagination von zukünftigen. Auch dieser Befund stellt die Annahme in Frage, Erinnerung habe vor allem mit der Vergangenheit zu tun. Eine Vergangenheit an sich existiert nicht, sondern immer nur in Bezug auf eine jeweilige Gegenwart. Dasselbe gilt natürlich für die Erinnerung an eine jeweilige Vergangenheit. Erinnerung, das hat schon der Nobelpreisträger Eric Kandel mit seinem schlichten Versuchstier *Aplysia californica* – einer Meeresschnecke mit einem aus gerade mal 20.000 Neuronen bestehenden Nervensystem – belegt, dient dazu, unter Rückgriff auf ein in der Vergangenheit etabliertes

Reizmuster eine Anforderung in einer Gegenwart zu meistern, um in einer Zukunft überleben zu können. Nur für die Zukunft haben alle Lebewesen ein Gedächtnis.



Abb. 1: Das Nervensystem der Aplysia californica besteht aus nur 20.000 Neuronen; arbeitet aber prinzipiell nicht anders als das menschliche.

Das menschliche Gedächtnis arbeitet prinzipiell nicht anders als das der Aplysia californica, allerdings meist auf höherem Niveau: Menschen können sich im Unterschied zu anderen Lebewesen bewusst erinnern, können ihre Erinnerungen kommunizieren und weitergeben und haben unterschiedlichste Formen externer Gedächtnisspeicher entwickelt - vom symbolischen Zeichen bis zum Internet. Diese sozialen Fähigkeiten machen Erfahrungen in einem

übertemporalen sozialen Raum verfügbar; erst daraus ergibt sich die prinzipiell grenzenlose Ausweitung des individuellen Gedächtnisses sowie die Reflexivität seines Gebrauchs. Menschen können sich, nun anders als die *Aplysia californica*, nicht nur erinnern, sondern sich erinnern, dass sie sich erinnern. Das macht Vorausschau, Planung sowie die Selbstprojektion in eine noch nicht eingetretene Zukunft möglich. Genauer: Hier entsteht Zukunft. Nur Menschen haben ein Bewusstsein von der Zukunft; ihre Überlebensform basiert auf der bewussten Antizipation dessen, was geschehen wird und soll.

Vergangenheit

Die dreistellige Relation Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Erinnerung per definitionem bildet, kann unter bestimmten erinnerungskulturellen Voraussetzungen vereinseitigt werden, so dass gesellschaftlich die mentalen Zeitreisen immer nur in die Vergangenheit und nicht mehr in die Gegenrichtung führen. Dafür kann die Schwerkraft sozialer Katastrophen verantwortlich sein, zumal die der nationalsozialistischen Verbrechen und des Holocaust.

Wenn eine solche Vereinseitigung stattfindet, schrumpft der Zukunftshorizont und weitet sich im selben Maß die Vergangenheitsbezogenheit. In den Schulen lernen die Kinder dann viel über die Schrecken der Vergangenheit und darüber, was »nie wieder« zu geschehen habe, aber sie lernen wenig über die möglichen Zukünfte, die in der

Gegenwart stecken. Auch die zeitgenössische Architektur hat keine Signatur des Zukünftigen: Während die westlichen Gesellschaften im späten 19. Jahrhundert und bis in die 1960er Jahre ein Bild ihres kulturellen Modells in eine Jahrzehnte entfernte Zukunft projizierten und Gebäude entsprechend für die Dauer entwarfen, baut man gegenwärtig mit kurzfristigem Verfallsdatum, reißt Gebäude nach zwei, drei Jahrzehnten ab oder errichtet – wie in Hannover, Potsdam, Berlin – Schlossfassadenarchitekturen, als böte die Zeit des Absolutismus Orientierung für die krisenhafte Welt des 21. Jahrhunderts. In der Politik werden Entscheidungen neuerdings damit begründet, dass sie alternativlos seien, was nur dann möglich ist, wenn der Bezugspunkt des Politischen die schiere Gegenwart ist und eben nicht die Zukunft: Voraussentwürfe auf etwas Zukünftiges und davon ausgehende Entscheidungen können nie alternativlos sein. Deshalb ist Demokratie die Abwägung alternativer Möglichkeiten. Alternativlosigkeit markiert dagegen die Diktatur einer zukunftsvergessenen Gegenwart.

Diktatur der Gegenwart

Die heutigen Demokratien weisen auf der Verfahrensebene besorgniserregende Tendenzen der Entdemokratisierung auf – ganze Staaten werden ihrer Handlungsfähigkeit entmächtigt, weil eine gänzlich unlegitimierte »Troika« aus Europäischer Zentralbank, Internationalem Währungsfonds

und Europäischer Kommission ihnen diktiert, wie sie Politik zu betreiben haben. Alle Kosten für die Bewältigung der Gegenwartsprobleme werden den jungen Bürgerinnen und Bürgern aufgebürdet, und zwar nicht nur im monetären Bereich über die obszöne Staatsverschuldung, sondern über alle Kredite, die bei der Umwelt, also bei den künftigen Überlebensbedingungen, aufgenommen werden und die von den Kreditnehmern selbst nicht abgestottert werden, sondern von denen, die ihnen folgen. Auch hier herrscht eine Diktatur der Gegenwart, die dem westlichen Gesellschaftsmodell von Emanzipation und Fortschritt radikal zuwiderläuft.



Abb. 2: Gedenktafel in Berlin-Schöneberg: abstrakte Aufforderung zum Sich-Erinnern.

Und dann gibt es noch eine Diktatur der Vergangenheit: Vieles an der geschichts- und erinnerungskulturellen Praxis ist schal geworden, petrifiziert, inhaltsleer – und zwar exakt wegen ihrer Vergangenheitsfixierung. Schülerinnen und Schüler werden zugleich in mehreren Fächern parallel mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust traktiert, wobei die Praxis, Fakten in einem Atemzug mit der dazugehörigen moralischen Botschaft zu vermitteln, seit Jahrzehnten unproblematisiert bleibt. Immer noch hält man es für eine gedenktafelrelevante Erkenntnis, wenn man dabei feststellt, dass auch an Ort X oder Y nationalsozialistische Verbrechen begangen worden sind.

Das war überall in Deutschland und in den besetzten Gebieten der Fall, weshalb der Erkenntniswert des einzelnen Falles inzwischen gegen null geht. Aber die Beschilderung der Republik mit Tafeln, die an die Untaten des nationalsozialistischen Regimes erinnern, verleiht diesem auf paradoxe Weise noch Jahrzehnte danach eine historische Überhöhung ex negativo, die ihm nicht zukommt. Soll man sich all dieser Untaten erinnern? Und warum? Wie lange? Und mit welchen Folgen?

Zur Eröffnung des neuen Museums der Gedenkstätte Bergen-Belsen am 28. Oktober 2007 wurden sage und schreibe sechzehn Grußworte und Reden gehalten, und alle waren sie inhaltlich völlig deckungsgleich. Alle repräsentierten sie jene »historisch entkernte Frömmigkeit« (Volkhard Knigge), deren Sinn allenfalls noch darin erkennbar ist, dass die Liturgie eben das

Sprechen der Formeln erfordert, aber das in all dem etwas läge, was für die Zukunft des Erinnerns tauglich sei, wird niemand mehr behaupten wollen. Jugendliche jedenfalls werden damit nicht erreicht, sondern vor allem abgeschreckt.

Geschichtsbewusstsein von Jugendlichen

Eine repräsentative Befragung von Jugendlichen ab 14 Jahren, die TNS-Infratest im Auftrag der ZEIT im Jahr 2010 durchgeführt hat, kommt zu dem Ergebnis, dass mehr als zwei Drittel der befragten Jugendlichen sich für die Geschichte von Nationalsozialismus und Holocaust interessieren. Ein Drittel war der Auffassung, in der Schule lerne man zu wenig über das Thema. Wiederum zwei Drittel sehen die eigene Generation in der Pflicht, die nationalsozialistischen Verbrechen und den Holocaust nicht zu vergessen, 80 Prozent halten Holocaustgedenken für sinnvoll. 59 Prozent der befragten Jugendlichen empfinden sogar »Scham« angesichts der deutschen Verbrechen während der NS-Zeit, dabei sind 56 Prozent der Überzeugung, dass sich in der eigenen Familie niemand etwas habe zuschulden kommen lassen. »Gute Seiten« am Nationalsozialismus können vier Fünftel nicht entdecken.

Das Erziehungsziel der historisch-politischen Bildung kann also als erreicht betrachtet werden – wahrscheinlich wäre man in anderen Feldern schulischer Curricula und pädagogischer Bemühungen über solche Quoten sehr